



ARTENSCHUTZ

Schlachten oder Streicheln

In dieser Woche entscheidet eine internationale Konferenz über die Freigabe des kommerziellen Walfangs. Unversöhnlich stehen sich Fischereinationen wie Japan und Walschützer gegenüber. Nur ein kluger Kompromiss könnte die Meeressäuger retten.

„Wie Bäche von einem Berghang ergoss sich nun die rote Flut von allen Seiten des Ungeheuers herab. Sein gequälter Leib rollte nicht mehr durch den Gischt, sondern durch Blut, das weit hinter ihm im Kielwasser brodelte und kochte. Die sinkende Sonne sandte ihre Strahlen auf diese rote Lache in der See und spiegelte sich wider in jedem Gesicht, so dass sie einander wie Rothäute anglühten.“

HERMAN MELVILLE, „MOBY DICK“

Blut ist zu sehen, viel Blut, schäumende See, ein tobender grauer Leib, die Fluke klatscht aufs Wasser, ein letztes Mal. Dann: Stille. Eine Winde zieht das tote Tier die Rampe hoch, in die Endgültigkeit des Fabriksschiffs.

Die Rampe und das Fabrikschiff sind Errungenschaften der Moderne. Ansonsten sieht das Sterben der Wale heute noch genauso aus wie vor fast 160 Jahren, als Herman Melvilles Roman „Moby Dick“ erschien. Umweltaktivisten wie die von der Sea Shepherd Conservation Society verbreiten jedes Jahr aufs Neue die Bilder der Gemetzel. Meist sind japanische Harpuniere darauf zu sehen, wie Wiedergänger des teuflischen Kapitäns Ahab und seiner Männer. Aber auch grönländische Inuit, isländische und norwegische Fischer machen noch immer Jagd auf die Riesen der Meere – trotz einer weltweiten Übereinkunft, keine Wale mehr zu töten.

Aber den anderen, den sanften Umgang des Menschen mit dem Wal gibt es auch, zu beobachten auf Whale-Watching-Touren. Touristen flippen aus beim Anblick der schrundigen, seepockigen Riesen, etwa vor Baja California in Mexiko, wo sich die bis zu 14 Meter langen Grauwale außerordentlich menschenlieb zeigen und herrlich nah um die Schiffe planschen. Die Leute kreischen, lehnen sich gefährlich weit über die Bordwand, um eine Berührung zu erhaschen; manche fangen plötzlich an, hemmungslos zu singen, einige weinen.

Der Mensch hasst den Wal oder verehrt ihn, er schlachtet oder streichelt ihn – das ist die offenbar unauflösliche Dialektik



Buckelwale im Pazifik

MASA USHIODA/WATERFRAME

im Umgang des Homo sapiens mit dem Meeresgiganten. Kein anderes Geschöpf der Erde vermag den Menschen in solche Extreme zu treiben.

Jetzt steht die Entscheidung an, wie der Mensch es in Zukunft mit den großen Meeressäugern halten will. In dieser Woche wird das womöglich endgültige Urteil gesprochen.

Vom Montag an tagt die Internationale Walfangkommission (IWC) im marokkanischen Agadir. Delegierte aus 88 Ländern werden über das Schicksal der Wale beraten; sie werden streiten, tricksen und schachern. Das Procedere kennt man von internationalen Konferenzen, scheinbar alles Routine. Auch Cristián Maquieira

denkt, alles könnte noch gut werden. „Ich bin optimistisch“, sagt der chilenische IWC-Vorsitzende, „weil ich den Eindruck habe, dass die Leute im Grunde zu einer Einigung kommen wollen.“

Genau das ist die Frage. Walfangstaaten und Gegnerländer stehen sich so unversöhnlich gegenüber wie bei kaum einem anderen umweltpolitischen Streitthema. Was in dieser Woche geschehen wird, ist die politisch-diplomatische Entsprechung der Scharmützel auf See, die Sea Shepherds Kämpfer seit Jahren gegen die japanische Walfangflotte ausfechten: mit Wasserkanonen, Stinkbomben, Lärm pistolen, Pfefferspray und Tauen als Schiffschrauben-Killer, da wird gerammt und

geentert und manchmal auch ein Leben aufs Spiel gesetzt. Ein Sea-Shepherd-Aktivist sitzt in japanischer Haft, für zwei Greenpeace-Mitarbeiter hat die dortige Staatsanwaltschaft jetzt anderthalb Jahre Gefängnis gefordert, offiziell wegen Diebstahls von Walfleisch – in Wahrheit hatten sie einen Bestechungsskandal in der japanischen Walfangflotte aufgedeckt.

In Agadir wird ein Krieg der Worte ausgefochten. Und dieser Krieg im Kongresshotel wird jetzt schon überschattet von seinem Ende. Denn sogar der bestmögliche Ausgang bedeutet, dass weiter Tausende Wale sterben werden.

Auf dem Tisch der Emissäre liegt ein Kompromisspapier mit der nüchternen Kennung „IWC/62/7“. In dem Antrag schlagen Cristián Maquieira und sein Vize Anthony Liverpool vor, den Walfang, der eigentlich seit 1986 weltweit verboten ist, wieder offiziell zu gestatten.

Ende April kam das Dokument heraus, seitdem laufen Schockwellen durch die Internationale der Walschützer. Weltweit zürnen Politiker, es wüten die Vertreter der Artenschutzorganisationen. Ein „Desaster“ sei die Rückkehr zum erlaubten Walfang, schimpft John Frizell, der bei Greenpeace International die Walfkampagnen koordiniert.

In Chile hat sich inzwischen der Außenminister öffentlich von seinem Landsmann Maquieira distanziert. Der Deutsche Bundestag lehnte am Donnerstag vorvergangener Woche den IWC-Kompromiss mit großer Mehrheit ab – ebenso wie die meisten EU-Umweltminister.

Es klingt paradox, aber in Wahrheit will Maquieira mit seiner Lizenz zum Töten die Wale retten. Wenn die Kommission den – ohnehin praktizierten – Walfang offiziell freigibt, so das Kalkül, würde sie ihn unter Kontrolle bekommen. Dann könnte die IWC über die Zeit immer mehr Tiere vor dem Harpunentod bewahren – und nach zehn Jahren schließlich wäre absolut Schluss mit dem Gemetzel.

„Wir versuchen, die Leute dazu zu bewegen, nicht mehr pro oder contra Walfang zu sein“, erklärt Cristián Maquieira, „sondern pro Wale.“

Tatsache ist: Das gegenwärtige Moratorium, das anfangs als Königsweg zur Rettung der Wale galt (siehe Grafik Seite 153), ist weitgehend wirkungslos. Weiterhin töten Menschen Wale, zu Tausenden. Allein in den vergangenen zehn Jahren harpunierten Jäger aus Japan, Island und Norwegen fast 14 000 Zwerg- und Buckelwale, außerdem die vom Aussterben bedrohten Finn- und Seiwale. Die Fischer jagen den Tieren armdicke Harpunengeschosse in den Leib, der Sprengkopf explodiert, zwei ellenlange Widerhaken zurren sich in die Reste festen Fleisches.

Japaner erlegen etwa die Hälfte der Wale, die meisten davon in antarktischen Gewässern, einige gar im Schutzgebiet



KEystone USA / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Japanische Walfänger beim Zerlegen eines Zwergwals: Wiedergänger von Kapitän Ahab

südlich des 40. Breitengrads. Für die andere Hälfte des Fangs ist zum größten Teil Norwegen verantwortlich, den kleineren Teil töten isländische Fischer. Und sie alle vergießen das Walblut, entgegen landläufiger Meinung, völlig legal. Die Völkergemeinschaft erlaubt es ihnen, hat die Schlupflöcher von vornherein ins IWC-Abkommen eingebaut.

So darf ein Land, das sich auf Artikel 8 beruft, Wale für wissenschaftliche Zwecke erlegen. Auf diese Weise umgeht vor allem Japan das Moratorium. Die dortige Fischereibehörde hat dafür eine perfekte Tarnorganisation geschaffen, das Institute of Cetacean Research (ICR). Es ist ein gekachelter Betonklotz gleich am Pier im Hafen von Tokio, kein westlicher Journalist durfte es je von innen sehen. Forscher vom Wissenschaftskomitee der IWC haben die Wissenschaftlichkeit der Untersuchungen an toten Walen längst als Mogelpackung entlarvt.

„Die IWC hat heute keine Kontrolle über den Walfang“, gibt Maqueira zu. „Die IWC ist im Grunde kaputt“, so sieht es auch die amerikanische Kommissarin Mónica Medina, das Abkommen müsse „repariert“ werden.

Jetzt soll es der umstrittene Kompromiss IWC/62/7 richten. Der Vorschlag würde es Japan, Norwegen und Island wieder erlauben, Wale auch aus kommerziellen Gründen zu fangen – das ist das Lockangebot für die drei Unbelehrbaren. Die Walfanggegner – allen voran Australien, Neuseeland, Großbritannien und Deutschland – soll im Gegenzug besänftigen, dass die Fangquoten für antarktische Wale sinken und nach zehn Jahren auf null heruntergefahren werden könnten. Die IWC will dann Kontrolleure auf die Fangflotten schicken und anhand von

DNA-Proben der getöteten Tiere den Schmuggel mit Walprodukten verhindern.

„Das IWC-Reglement war bisher ein reines Fischereiabkommen“, erklärt Thomas Schmidt, der zuständige Referatsleiter im Bundeslandwirtschaftsministerium. „Wir müssen die Kommission umbauen zu einer Walschutzorganisation.“

Schmidt ist ein schmaler Mann, Anzug und Kurzhaarschnitt sitzen so sorgfältig, wie er seine Worte wählt. Letzteres ist wichtig, weil er sich in einer diplomatisch heiklen Lage befindet. Der Beamte, immerhin Vertreter der kompromisslosen Walschutzorganisation Deutschland, war einer der Ideengeber für Maqueiras Kompromisspapier; er hat sich eingemischt in der exklusiven Clique der zwölf, der sogenannten Support Group, die den IWC-Vorsitz beraten sollte. Schmidt gehört somit zu jenen, die das Schlachten der Meeresriesen wieder salonfähig machen wollen.

Da am Ende aber Maqueira und Liverpool entschieden haben, was drinstehen soll in dem Papier, fühlt sich Schmidt nicht für das Ergebnis verantwortlich – höchstens vielleicht für die ökologisch korrekten Punkte darin, das Walschutzgebiet im Südatlantik zum Beispiel. Schmidt: „Darüber wird schon seit Jahren verhandelt, aber es wurde immer wieder blockiert. Obwohl es niemandem weh tut, weil die Anrainer gar keinen Walfang betreiben.“

Genauso läuft es seit Jahren in der IWC: Blockade, Scharmützel, Spitzfindigkeiten, alles endet in Sackgassen. „Die Walfangländer“, sagt Schmidt, „klopfen jeden Vorschlag daraufhin ab, ob die Walschützer ihnen da nicht etwas unterjubeln wollen.“ Man gönnt sich nicht die Butter auf dem Brot. Und kann sich nicht einmal über

Details einigen, etwa, ob das Sekretariat der IWC weiterhin in jenem winzigen Backsteinhaus im unattraktiven Vorort von Cambridge logieren soll – Mitgliedsländer fanden, dass die Miete zu hoch sei.

„Es ist ein Kindergarten“, sagt Thilo Maack von Greenpeace. „Man könnte fast lachen, aber dafür ist es zu traurig, was da abgeht.“

Traurig? Wale schüren Gefühle, und das ist das Hauptproblem in der Debatte. Die beiden Varianten im Umgang mit den Tieren, Verehrung und Missachtung, wollen sich partout nicht vereinen lassen. Die eine Partei sieht den Wal so wie den Hering oder den Kabeljau: als Nahrungsquelle. Die andere lässt sich von ihm verzaubern – und folgt damit einem Mythos, der so alt ist wie die Menschheit selbst.

Schon polynesischen Schöpfungslegenden erheben die Großsäuger in göttliche Sphären. Die Bibel nennt den Wal in der Genesis als erste Kreatur aus Gottes Werkstatt, später im Text wird Jona von einem der Riesen verschluckt und gnädig, weil der Herr es so will, wieder ausgespien.

Im 21. Jahrhundert bespielt der aufgeklärte Mensch eine Schallplatte mit Walgesängen und schickt sie mit der Raumsonde „Voyager“ auf interstellare Reise, um Mitbewohnern im Universum von der irdischen Kultur zu erzählen.

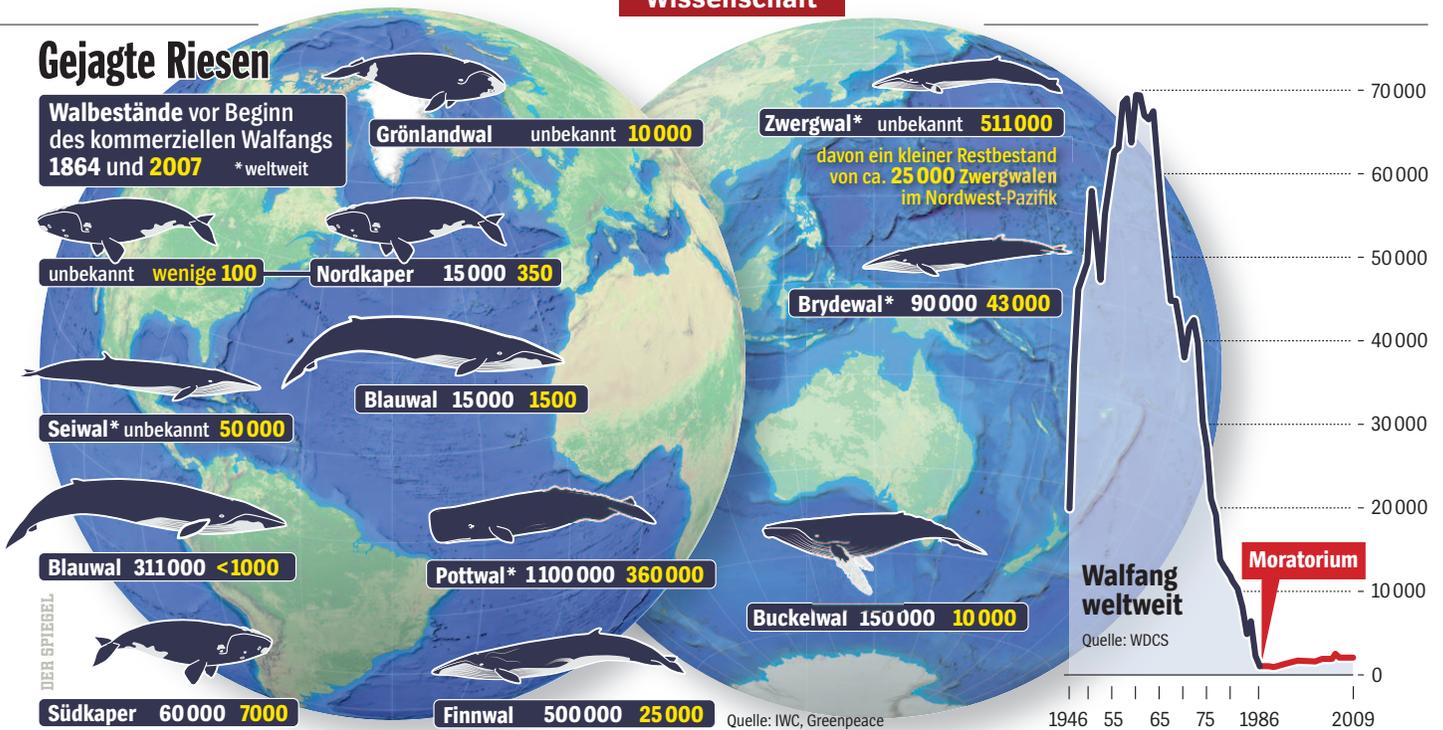
Der Wal ist ein tiergewordener Superlativ – schon das fasziniert den Menschen. Mit seinen 30 Meter Länge und mitunter mehr als 150 Tonnen Gewicht übertrifft der Blauwal jedes andere Tier auf Erden. Ein Kleinkind könnte durch seine Blutgefäße krabbeln, sein Pfeifen ist lauter als das Donnern eines Tornados. Allein seine Zunge wiegt so viel wie eine Elefantenkuh.

Der Pottwal, größter Vertreter der Zahnwale, zu denen auch die Orcas und alle Delphine zählen, taucht mehr als einen Kilometer tief, über eine Stunde lang atemlos, um sich in der düsteren Tiefe Gefechte mit Riesenkalmanen zu liefern. Der Buckelwal singt komplexe Balladen – und komponiert seine Arien jedes Jahr neu. Heute weiß man, dass Odysseus' Sirenen Wale waren. Ihre Gesänge ließen den Holzrumpf seines Schiffes vibrieren.

Auch Ameisen oder Erdmännchen faszinieren den Tierliebhaber. Aber der Wal hat mehr; sonst würde der Mensch ihn trotz fehlenden Kuschelpeles und Kindchenschemas nicht so lieben: Die sanften Riesen erscheinen wie eine Art geheimnisvoller Verwandter in einer fremdartigen Welt, als Menschen der Meere. Denn wie sie lebt er in Familien, in großen sozialen Gruppen, die Tiere sprechen miteinander, trauern um tote Freunde, die Weibchen kümmern sich in hinreißender Fürsorge um ihre Babys.

Und Wale sind schlau. Orcas jagen im Team: Die einen lupfen die Eisscholle,

Gejagte Riesen



den anderen rutscht die dumme Robbe ins Maul. Buckelwale wiederum haben die Stellnetzfisherei lange vor dem Menschen erfunden: Die Tiere legen einen Vorhang aus Luftblasen um den Heringschwarm und stoßen dann von unten hoch in die Falle, die Mäuler aufgesperrt.

Legendär ist die Intelligenz von Delphinen; sie bestehen einen an Menschenaffen und Kleinkindern erprobten Test, der für ein Ich-Bewusstsein spricht. Der Philosoph Thomas White sprach sich neulich dafür aus, den Delphinen den Status einer „nichtmenschlichen Person“ zu verleihen.

Darf man Wesen, die uns so nahestehen, jagen und abschlachten? „Wir haben jede Menge intelligente Tiere“, sagt Masayuki Komatsu, ein ehemaliger hoher Beamter der japanischen Fischereibehörde. „Wir haben den Panda, Rinder, Schweine, Rehe. Darüber können wir nachdenken – oder sie alle gleich behandeln.“

Komatsu, viele Jahre IWC-Kommissar seines Landes, erlangte Berühmtheit, als er die Wale als „Kakerlaken der Meere“ bezeichnete. Die Einwände der walverliebten IWC-Mitgliedstaaten findet er größtenteils „unwissenschaftlich“.

So trachtete Japan von Anbeginn an danach, dem politischen Gegner die Hingabe an Walgesänge abzutrainieren. Aber dazu mussten erst einmal Mehrheiten geschaffen werden in der IWC.

Das ist den Japanern gelungen – durch Scheckbuchdiplomatie. So verteilte das Land systematisch Millionen-Dollar-Gaben an winzige Inselstaaten wie St. Kitts and Nevis oder Antigua und Barbuda. Die befreundeten Nationen unterstützen in der IWC gern ihren edlen Spender. „Die holen sich vor ihrem Auftritt bei der Konferenz ganz ungeniert ihren Sprech-

zettel bei der japanischen Delegation“, behauptet Greenpeace-Mann Maack.

Insbesondere werden sich die 88 Mitglieder in dieser Woche um einen Absatz streiten, den Maquieira und Liverpool vorsorglich in Klammern gesetzt haben. Das heißt in der Sprache internationaler Konferenzdiplomatie: steht zur Disposition.

Es ist ein Schlüsselabsatz. Er verbietet auch weiterhin den Handel mit Walprodukten. Bleibt er drin, könnte es beim geplanten Walfang light für die nächsten zehn Jahre bleiben. Kippt er, so fürchten die Umweltorganisationen, könnte das Papier IWC/62/7 die Tore wieder weit öffnen fürs kommerzielle Schlachten auf See. „Wie soll man das einsammeln in zehn Jahren?“, fragt Thilo Maack. Das 1986 beschlossene, immer schon löchrige Moratorium wäre endgültig ausgehebelt.

„Der Absatz muss drinbleiben“, fordert der deutsche Unterhändler Schmidt. „Das ist ein ‚No go‘, für uns und für die EU.“

Die Erlaubnis für den Handel mit Walprodukten verlangen vor allem die Isländer. Doch wem wollen sie das Fleisch verkaufen? Es gibt kaum Nachfrage für die Steaks vom Meeressäuger. Nicht einmal in Japan.

Die Japaner sitzen selbst schon auf 4000 Tonnen von dem Zeug, Überreste ihrer angeblichen Wissenschaftsexpeditionen. In Wahrheit essen sie lieber Thunfisch-Sashimi, Tempura, Misosuppe. „Also ich, äh“, Masayuki Komatsu, inzwischen Professor an einer Tokioter Kaderschmiede für Karrierebeamte, windet sich, „also ich bin auch nicht so scharf auf Walfleisch.“

„Wir brauchen kein Walfleisch“, sagt Atsushi Ishii, Umweltpolitik-Experte an

der Tohoku University in Sendai, der Japans Walfangpolitik in einer Studie durchleuchtet hat. Ishii rechnet vor, dass schon vor mehr als 30 Jahren nur 1,7 Prozent der täglichen Aufnahme tierischen Eiweißes durch Walfleisch abgedeckt wurde. Heute nimmt der Japaner, statistisch gesehen, 30 Gramm Wal im Jahr zu sich.

Trotzdem, da ist sich Ishii sicher, werde Japan stur festhalten am „wissenschaftlichen“ Walfang: „Die Bürokraten von der Fischereibehörde haben damit über die Jahre ein perfektes System geschaffen, das ihnen ein sicheres und bequemes Auskommen ermöglicht.“

Wenn Atsushi Ishiis Analyse stimmt, sind Abertausende Wale nur gestorben, um eine herrschende Kaste von Bürokraten zu ernähren – nicht mit Walfleisch, sondern mit den Subventionen, die seit mehr als 20 Jahren den wissenschaftlichen Walfang finanzieren.

Es gehe um etwa 30 Millionen Dollar, rechnet Ishii vor, „etwa die Hälfte davon zahlt der Steuerzahler“. Wenn private Firmen den Walfang übernehmen müssten, fiel diese Summe weg. Und damit auch die goldenen Fallschirme für die Funktionäre aus der Fischereibehörde: Die stellte mindestens fünf der bisherigen Direktoren des ICR, einer der Männer verdient mehr als 130 000 Dollar im Jahr.

Derweil kann sich die japanische Regierung profilieren, indem sie sich immer mal wieder mit stolzem Patriotismus gegen die Australier oder die Amerikaner zur Wehr setzt – aus ihrer Sicht Kulturimperialisten, die dem japanischen Volk vorschreiben wollen, was es zu essen habe.

Dabei sei die kulturell tief verankerte Hingabe des Japaners an die protein-



HIROYA MINAKUCHI / PICTURE PRESS

Touristen mit Grauwal vor der mexikanischen Westküste: Die Menschen kreischen, sie fangen an zu singen, manche weinen

reiche Beute aus dem Meer ein Mythos, erklärt Ishii. Eine PR-Firma habe ihn in den siebziger Jahren im Auftrag der Walfanglobby in die Welt gesetzt. „Tatsächlich gibt es gerade mal vier Gemeinden in Japan, in denen die Jagd auf Wale noch eine Rolle spielt.“

Aufgedeckt werde „das System“, wie Ishii es nennt, vor allem deswegen nicht, weil die Journalisten symbiotisch an die Behörden gebunden sind, durch *Kisha-Kurabu*: Jedes Ministerium und jede Verwaltung hat einen Presseclub, da werden die Reporter gefüttert mit Infos – und von der Recherche wirksam abgehalten.

Komatsu, der Fischereibehörden-Veteran, hält unbeirrt fest am wissenschaftlichen Walfang. Durch die vielen Forschungsfahrten wisse man nun, sagt er, dass es in der Antarktis „eine Menge Zwerg-, Finn- und Buckelwale“ gebe. „Wie kann man gegen eine begrenzte, nachhaltige Nutzung dieser Tiere sein?“

Speziell die Fischfangnation Japan ist allerdings nicht gerade bekannt für ihre Hingabe an das Prinzip der nachhaltigen Nutzung. So stimmten die Japaner bei der Artenschutzkonferenz in Katar im März gegen ein Handelsverbot für den Blauflossenthun, der vom Aussterben bedroht ist – sie müssen 80 Prozent ihres Bedarfs an dieser wichtigsten Sushi- und Sashimi-Variante importieren.

„Sie stemmen sich, genau wie die Isländer, aus Prinzip gegen jede Form von internationalen Abkommen, die ihre Fischerei einschränken könnten“, sagt Maack. „Würden sie einem Walfangverbot zustimmen, könnte man ihnen ja als Nächstes den Thunfisch wegnehmen.“

Tatsächlich müssten sich die Japaner, geht der IWC-Kompromiss durch, am stärksten einschränken. Die Harpuniere ihrer Fangflotte sollen statt 1415 Tieren pro Jahr nur noch 632 töten dürfen. „Aber sie können dann weiterhin geschützte Arten wie den Brydewal erlegen

und Zwergwale aus einer gefährdeten Population“, schimpft Maack. „Außerdem kann es nicht sein, dass in dem antarktischen Schutzgebiet weiterhin Wale sterben.“

Eigentlich ist alles ganz einfach: Maqueiras Vorschlag zwingt die Delegierten auch der Walfanggegner-Länder in einen bitter-süßen Deal: Sie müssen entscheiden, ob sie bereit sind, in den nächsten zehn Jahren 12 500 Wale zu opfern – für die Chance, die IWC neu zu erfinden.

Die Organisation soll nicht mehr endlos um die blutigen Jagden kreisen, sich verhaken und verzanken über die knapp 2000 Wale, die Japan, Norwegen und Island jedes Jahr zur Strecke bringen. Die IWC soll sich endlich jenen Hunderttausenden Meeressäugern widmen, die in Stellnetzen, durch Schiffskollisionen und den Klimawandel sterben. Sie soll ein Öko-Institut werden. Dafür, und das ist auch ein Teil des Kompromisspapiers, wollen Maqueira und Liverpool nun Arbeitsgruppen einrichten.

Denn weltweit ersticken mehr als 300 000 Wale, Delphine und Robben in den Netzen der Fischtrawler. Übungen der Marine irritieren die Sonarortung der Wale; sie stranden zuhauf. Immer mehr und schnellere Fähren und immer größere Containerfrachter überrennen die Tiere, Schiffsschrauben schlitzten ihnen den Leib auf.

Untersuchungen gestrandeter Finnwale im Mittelmeer ergaben, dass fast 20 Prozent Verkehrsoffer waren. Im nordwestlichen Atlantik ging aufs Konto der Frachter und Fähren mehr als die Hälfte der gefundenen Grönlandwal-Kadaver – eine durch die Walfangexzesse in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts extrem dezimierte Spezies. Ungezählt sind die Tiere, die nach der Kollision an Ort und Stelle tot im Meer versinken.

Ganz aktuell bedroht die von BP verursachte Ölpest im Golf von Mexiko 19 Walarten – darunter eine etwa 1500 Exem-

plare umfassende Population von Pottwalen. Biologen haben berechnet, dass diese isolierte Gruppe in Gefahr gerät, wenn nur drei Tiere pro Jahr eines unnatürlichen Todes sterben. Das Öl, das 1989 aus der „Exxon Valdez“ suppte, hat in manchen der dort heimischen Orca-Gruppen vier von zehn Tieren umgebracht. Die Bestände haben sich noch immer nicht erholt; gut möglich, dass sie innerhalb der nächsten Jahrzehnte aussterben.

Der Klimawandel könnte Meeresströmungen und damit einen wichtigen Faktor im Leben der großen Wale verändern, die bekannt sind für ihre alljährlichen Wanderungen, manche über Tausende Kilometer. Es ist allerdings noch unklar, wie tiefgreifend das Geschehen die Ozeane und damit die polaren Speisekammern und wärmeren Kinderstuben der Meeressäuger umwälzen wird.

Wenn es gelänge, die Giganten der Meere nur ein bisschen besser vor all diesen Gefahren zu schützen, müssten die Walforscher und Walfanggegner am Ende nur noch Island, Norwegen und Japan überzeugen, dass es bessere Einkommensquellen gibt als die Jagd. Mit Studien etwa wie jener, die das Wissenschaftskomitee der IWC diese Woche vorstellen wird: Demnach ließe sich mit Walthourismus deutlich mehr Geld verdienen als mit dem ungeliebten Fleisch der Tiere: 413 Millionen Dollar im Jahr wären drin, das Whale-Watching-Business würde 11 000 Leute beschäftigen.

Dann könnte der Mensch sich ganz der Verehrung des Meeressäugers widmen. Und sich verabschieden vom Schlachten. Sonst „bleibt zu überlegen, ob der Leviathan eine so wilde Jagd und einen so erbarmungslosen Vernichtungsfeldzug übersteht oder ob er nicht schließlich ausgerottet wird“.

Herman Melvilles prophetischer Satz in „Moby Dick“ erschien 13 Jahre vor der Erfindung der Explosivharpune.

RAFAELA VON BREDOW